

# Wieder nichts alles

## So gesehen ist Altern nicht schlecht: James Benning hat einen Dokfilm nach 27 Jahren noch einmal gedreht. Das Ergebnis läuft im Berlinale-Forum

Grit Lemke

Abgeblätterte Firmenschilder, rußgeschwärzte Ziegelbauten, verrostete Eisenteile, Kies, der langsam von der Halde rinnt. Links und rechts von einer Bürotür stehen zwei gelangweilte Mädchen. In regelmäßigen Abständen ertönt eine Sirene im Hintergrund, wozu die Mädchen synchron Colabüchse bzw. Zigarette an den Mund führen. Indessen klingelt drinnen unentwegt ein Telefon, aber niemand geht ran. Keiner mehr zu Hause in dem heruntergekommenen Industriegebiet von Milwaukee, dessen Sterben James Benning 1978 dokumentierte – in 60 einminütigen Erzähleinheiten.

Hier deutet sich schon an, womit der Experimentalfilmer berühmt werden sollte: die Wirklichkeit gefangen in einer unbewegten Einstellung, reduziert auf das Wesentliche. Als Minimalist und Strukturalist ist er gelabelt worden, die geometrische Komposition seiner Bilder vergleichen mit Mondrian, ihrer Stimmung mit den urbanen Landschaften von Edward Hopper. Der Meister des Kinopurismus, der fast drei Jahrzehnte später mit formaler Strenge „found paintings“, also gänzlich uninszenierte Bilder von Landschaften, montiert und allein damit eine „Antithese zum Krieg“ formuliert, gibt sich in den Siebzigern erstaunlich verspielt, manchmal theatralisch und vordergründig politisch.

Mit Freunden, Familie und drei Volkswagen hilft Benning der Wirklichkeit mitunter nach, mischt unter die Szenen des noch ablaufenden Arbeitsalltags oder beginnenden Verfalls nicht nur die Wagen in allen fahrenden oder parkenden Varianten, sondern auch Menschen, die einfach irgendwo rumstehen oder sich ebenso sinnlos durch das Bild bewegen (gern auch mehrmals hintereinander). Angesichts des Stillstands umher erscheint jegliche Bewegung so absurd wie die Tonspur, die anachronistisch von fröhlichem Arbeitstreiben erzählt oder angesichts brennender Schlote einen melancholisch-kitschigen Moonlight-Schlager ertönen lässt. Das alles wird auf die Spitze getrieben, wenn ein gefesselter und geknebelter Mensch sich vor einer Fabrikhalle auf dem Boden windet oder angesichts eines bergab rollenden Kinderwagens ein Traktat über den Kapitalismus in Pidgin-Englisch zu hören ist.

„27 Years Later“ ist Benning zurückgekehrt, hat mit den gleichen Leuten, sofern sie noch lebten, aber in einer kühleren Farblichkeit, die gleichen Kamerapositionen nachgestellt – mit ironischer Distanz zum eigenen Werk. Auf den ersten Blick scheint sich nicht viel geändert zu haben, nur alles noch verrotteter, öder und stiller. Manchmal jedoch fehlt ein Haus, ein neues steht da oder Aggregate sind aus dem Boden gewachsen, wo einst ein VW vergeblich einzuparken versuchte. Die Menschen sind älter geworden und arbeiten sich noch an den gleichen Themen ab – nur anders. Wer einst gefesselt war, hält jetzt Hammer und Sichel in den Händen, der Mann mit Hund von gestern führt heute einen respektablen Gaul durchs Werk, vom einst lustig im Winde flatternden Union Jack blieb ein zerschlissener Lappen. Die alte Tonspur tut ein Übriges - alles ist noch sinnloser, absurder, komischer und trauriger. Wie ein Vorschulkind vor einem Suchbild forscht man nach Unterschieden und merkt dabei, wie sich noch die banalsten Bilder ins Gedächtnis gegraben haben und wie wenig es all des Beiwerks bedurft hätte. Es ginge ihm in dem Film um die Erinnerung und das Altern, hat James Benning gesagt. So gesehen ist Altern gar nicht so schlecht.

»One Way Boogie Woogie / 27 Years Later«, USA 2005, Regie: James Benning, 121 min

*Erschienen in: junge Welt, 10.02.2006*  
*<http://www.jungewelt.de/2006/02-10/052.php>*